

Publikation	Planungspartnerschaft Ein Hamburger Beitrag zur Entwicklung behutsamer Stadterneuerung in Dresden-Äußere Neustadt
Redakteur	Joachim Reinig, Wolfram Tietz, Planerkollektiv
Herausgeber	Freie und Hansestadt Hamburg, Baubehörde, April 92
Stand	April 92
Titel	Eindrücke eines Wessis im Osten
Verfasser	Klaus Joachim Reinig, Architekt
Größe	20900 Zeichen mit Leerzeichen

Eindrücke eines Wessis im Osten

Ein persönlicher Bericht

Voller Aufregung fuhren wir im Dezember 1989 das erste Mal nach Dresden. Am Grenzübergang Lauenburg bekamen wir einen Stempel neben das Visum gedrückt: „Gebührenfrei“. Kein Zwangsumtausch, da wir von dem Dresdner Oberbürgermeister Berghofer eingeladen waren. Wir kamen uns sehr privilegiert vor.

Im Dresdner Rathaus wurden wir schon erwartet. Auf unbekanntem Wegen war eine Nass-Kopie eines Artikels aus dem Hamburger Abendblatt über unseren Einsatz als Architekten nach Dresden gelangt – eine Information, die fast noch subversiv gehandelt wurde. Im Rathaus tobte der Umbruch. An dem Tag unserer Ankunft wurde über den Stopp des Plattenbaus in Dresden entschieden und kaum einer der engagierten MitarbeiterInnen war abkömmlich.

In großer Runde trafen wir uns beim Stadtarchitekten Dr. Tiedt, der gerade einen Monat in seinem Amt war. Es knisterte, als inhaltsleere Reden von Noch-Mächtigen gehalten wurden und die aufgestaute Wut von KollegInnen keinen Platz fand. Die langjährige Stadtplanerin Martina Girke vertraute uns nach der Sitzung an, dass sie vor einem Jahr aus der Stadtverwaltung fast ausgestiegen wäre, um Näherin zu werden.

In unserem Schlusswort forderten wir revolutionäre Geduld bei dem Erneuerungsprozeß. Unabhängig von ihrer bisherigen Position wünschten wir uns die Zusammenarbeit mit allen, die etwas verändern wollten.

Am nächsten Tag trafen wir auf Mitglieder der Interessengemeinschaft Äußere Neustadt. Um der Illegalität zu entfliehen, war die Bürgerinitiative Mitglied im Kulturbund der DDR geworden. Auch sie kannten den Artikel des Abendblattes. Sie hatten unseren Oberbaudirektor Kossak angeschrieben und um Hilfe bei der Äußeren Neustadt gebeten, die zunehmend verfiel und vom Totalabriß bedroht war.

Die Wohnung, in der wir uns trafen, war ziemlich genauso eingerichtet, wie die eines Bürgerinitiativlers in St. Pauli oder Ottensen – wir fühlten uns hier gleich zuhause. Trotzdem war es ein vorsichtiges Gespräch, an dem sich nicht alle beteiligten. Wir spürten Erleichterung, als wir auch von Zerstörung, Drogen und Vereinzelung im Westen erzählten.

Eine Stadt wie Dresden hatten wir noch nie gesehen: diese Dichte von Elbe, Elbauen und Elbsandsteingebäuden. Die Landschaft mit einem Fluß, der tatsächlich in die Stadt integriert ist und nicht wie in Hamburg an der Stadt vorbeifließt. Und diese kulturelle Konzentration im Zentrum. Die Ruine des Schlosses und der Schuttberg der Frauenkirche beeindruckten uns noch mehr als Semperoper, Hofkirche und Zwinger.

Aber es war noch etwas anderes: Wir wurden immer wieder erinnert an unsere eigene Kindheit in den 50er Jahren, in der Nachkriegszeit. Die Pflastersteine, die grauen Häuser und Mietskasernen, die steinernen Gerüche der Treppenhäuser mit Etagen-WCs, die Wege und Straßen. Wenn man Dresden mit dem Auto verläßt, lockert sich die geschlossene Bebauung auf und wird durch freistehende Häuser – oder Zeilen von Plattenbauten – abgelöst, die Straße windet sich an den Hügeln entlang und wird zur Apfelbaumchaussee, an der noch einzelne Vordörfer und schließlich Gehöfte liegen. Nix da mit Stadt, Autobahnauffahrt und weg.

Die Stadt war für uns immer eine Quelle der Erholung, wenn der Arbeitsstreß über unsere Kräfte ging. Der Spaziergang an der Elbe zum „Blauen Wunder“ oder die Pause auf der sonnengewärmten Dimitroff- (heute: Augustus-)brücke machten uns den Blick wieder klar.

In den ersten Arbeitswochen richteten und lebten wir uns ein, manchmal am Rande des Verhungerns, wenn wir vergaßen, rechtzeitig in einem der wenigen Restaurants einen Tisch zu bestellen. Die Geschäfte hatten oft nichts anzubieten oder lange Menschenschlangen warteten schon dort oder Läden waren plötzlich geschlossen, wo es gestern noch etwas gab.

Gefürchtet waren die Empfangsdamen der Restaurants. Sie gehörten zu den Mächtigen im Lande. Eines Montags bemühte ich mich telefonisch um einen Tisch für acht Personen am Samstagabend. Ich wurde von einem ausgebuchten Restaurant an das „Blockhaus“ verwiesen. Die dortige Dame schnauzte ins Telefon: Erstens werden nur dienstags Reservierungen angenommen, zweitens nicht per Telefon und drittens ist alles besetzt! Völlig konsterniert bedankte sich der Wessi dafür auch noch und legte auf.

Wir lernten langsam die andere Sprache zu verstehen. Dass der Baublock „Geviert“ heißt, war für uns noch relativ einfach. Eine Diplomarbeit wird nicht vorgestellt, sondern „verteidigt“. Eine schriftliche Stellungnahme wird „Zuarbeit“ genannt – die Sprache drückt eben auch die Militarisierung und Hierarchisierung der Gesellschaft aus. Es werden keine Pläne gemacht, sondern ein Vorhaben wird „projektiert“, womit gleich alles festgelegt ist, mit Ausnahme der Realisierung, die meistens ausblieb. Aber was ist ein „Kollektiv“ oder ein „Planerkollektiv“?

Einer unserer Mitarbeiter, der für ein Jahr vom „Hauptauftraggeber-Nord“ delegiert war, fragte eines Tages, warum wir drei Architekten vom Planerkollektiv so unterschiedlich an Ausschreibungen herangingen. „Wir sind eben ein Kollektiv“, antwortete ich, „da macht jeder seine Arbeit so, wie er es am besten findet.“ Pause. „In unseren Kollektiven bestimmt der Brigadeleiter, wie es gemacht wird und da gibt's keine Diskussion.“

Zwei Jahre später beschlossen wir, unser Büro in Dresden auch „Planerkollektiv“ zu nennen, 1991 ein ungewöhnlicher Name für ein Büro auf dem Gebiet der ehemaligen DDR.

Wir waren richtig stolz, als Andrea Däberitz, die als Assistentin der TU Dresden zu uns kam, nach einem Jahr Mitarbeit resümierte: „Erste wichtige Erkenntnis: Sanieren lässt sich nicht anhand von Vorschriften und Schemata, sondern nur durch deren flexible, den jeweils vorherrschenden Bedingungen entsprechende Anwendung. Zweite wichtige Erkenntnis: Meinungen anhören, den Versuch unternehmen, sie einzuordnen und zu werten, mit der eigenen Meinung nicht abwarten, sondern handeln, selbst mit dem Risiko, einen Fehler zu begehen.“

Auch andere Arbeitsstrukturen, die wir vorfanden, waren uns äußerst fremd. Als freie Architekten hatten wir wohl oder übel gelernt, äußerst rationell mit Zeit umzugehen und strebten nach sichtbaren Arbeitsergebnissen.

In der ehemaligen DDR wurde gute Arbeit oft nicht honoriert, im Gegenteil, sie störte. Die Arbeitszeit betrug 45 Stunden in der Woche, der Arbeitsbeginn war um 7 Uhr morgens, aber selten waren Gesprächspartner tatsächlich zu erreichen: Sie waren in Beratung, sind gerade rausgegangen, auf Fortbildung, im Urlaub oder an einem anderen unbekanntem Ort. Zur Verzweiflung brachten uns immer wieder die fehlenden Telefonverbindungen oder die zusammenbrechenden Telefonleitungen; gefürchtet: die unfreundlichen Telefondamen, keine Benachrichtigung überwand diese Sperre.

Bei wichtigen Vorhaben mussten wir einfach hingehen, unangemeldet. Es ist üblich, andere in ihrer Arbeit zu unterbrechen, ihre Zeit in Anspruch zu nehmen. Wenn man persönlich irgendwo erscheint, wird einem Zeit und Aufmerksamkeit bereitwillig gegeben. Die Kehrseite bekamen wir allerdings auch mit: Ständig kamen Leute zu uns ins Büro geschneit, unangemeldet, unvorbereitet, weil sie eben in der Nähe waren. Die sonstige Arbeit musste dann abends erledigt werden.

Abgrenzung gab es viel zu wenig: Jeder fühlte sich für alles zuständig, sicher aus dem Wunsch heraus, viel Neues zu erfahren oder sich orientieren zu können. Da wir in dem Umgang mit den Institutionen oft völlig schwammen, wussten wir selten, ob ein Anliegen wirklich bearbeitet wurde, oder nicht, und an welcher Stelle es gerade hakte. Der Hauptteil unserer Arbeit bestand ohnehin in dem Herstellen von Kontakten, Klären von Verfahrensschritten und Krisenmanagement, wenn wieder etwas schiefgelaufen war. Wir waren richtig erleichtert, als uns ein Planerkollege aus der Verwaltung zum ersten Mal mitteilte, für ein spezielles Problem sei er nicht zuständig, sondern die Kollegin „x“.

Alle Verwaltungsstrukturen wurden in dieser Zeit neu geregelt und aufgebaut, neue Aufgaben wurden von neuen Leuten auf neuen Arbeitsplätzen erledigt und auf Grundlage völlig neuer Gesetze und Verordnungen. Viele kamen sich vor wie „Emigranten im eigenen Land“. Die mühselig eroberten persönlichen und beruflichen Nischen, in denen es sich unter DDR-Bedingungen leben ließ, gingen verloren. Wir begriffen erst spät, dass sich die subjektiven Lebensbedingungen für viele nach der Wende tatsächlich drastisch verschlechtert hatten – und nicht nur für diejenigen, deren Karriere vorher gesichert schien.

Arbeitszeit und Privatzeit waren in der DDR oft verschmolzen. Wenn es einmal Weintrauben gab, war es üblich tagsüber den Arbeitsplatz zu verlassen und sich zwei Stunden anzustellen. Private Telefongespräche mussten sowieso auf der Arbeit erledigt werden, da es

Privatanschlüsse so gut wie gar nicht gab. Das Bürofrühstück und Kaffeetrinken waren feste Einrichtungen, die recht beliebig auszudehnen waren.

Ein Mitarbeiter verließ uns nach einem Jahr Zusammenarbeit. Wir verstanden das nicht. Er hatte zuverlässig als Bauleiter gearbeitet, kam mit uns und den Firmen klar, hatte sich in die EDV-Programme und unsere Ausschreibungstexte eingearbeitet. Wir betonten immer wieder, wir wollten mit ihm weiter arbeiten, legten ihm einen schriftlichen Arbeitsvertrag vor mit guter Bezahlung. Später erfuhren wir, dass ein westdeutsches Projektentwicklungsbüro ihn angeworben und ihm gleich einen BMW als Firmenfahrzeug zur Verfügung gestellt hatte. Damit konnten wir nicht konkurrieren. Der Mitarbeiter sagte, er könne ja später wieder zu uns kommen. In der DDR gab es eine Arbeitsplatzgarantie für die Kollegen. Betriebe waren einseitig an Arbeitsplatzangebote gebunden, die Beschäftigten vor Abschluß des Vertrages nicht.

Wir trafen auf etliche Direktoren mit wohlklingenden Titeln, deren Reich eine (nach unseren Maßstäben zweckentfremdete) Wohnung war, mit Vorzimmerdame und ein paar MitarbeiterInnen. „Betriebsteil x des VEB y“ stand an der Eingangstür und das Zimmer des Direktors war eingerichtet wie ein Wohnzimmer: Stores und Übergardinen vor den Fenstern, Wohnzimmerschrank mit Bar und ein paar Büchern darin, ein gerahmtes Bild an der Wand. Der Direktor am Holzschreibtisch mit eigenem T-förmig angefügtem Besprechungstisch, neben dem Schreibtisch ein niedrigeres Beistelltischchen mit zwei Telefonen drauf: Ein Telefon, das über das Vorzimmer durchgestellt werden konnte und eins mit unbekannter Nummer. Manchmal unter den Telefonen noch Häkeldeckchen. Bei den Besprechungen saß der Direktor immer an seinem Schreibtisch, oft hinter Akten verborgen, die Mitarbeiter ungeschützt am Tisch – Ausdruck einer extrem anordnenden Arbeitsstruktur. Alle Äußerungen des Direktors werden fleißig mitgeschrieben und nur selten kommt es zu einem Dialog.

Das Fehlen rationeller Bürostrukturen und Einrichtungen führten wir nicht nur auf die Mangelgesellschaft zurück, sondern auch auf den Wunsch, sich überschaubare Nischen und eine vertraute Umgebung zu schaffen – wir brauchten einige Zeit, um uns daran zu gewöhnen.

Die Änderungen, die sich in den größeren, sich auflösenden Kombinat abspielten, waren immens. Doch der Übergang von VEBs zu GmbHs ging vielerorts viel reibungsloser als gedacht. Unser Hauptproblem war zeitweise, sich die neuen Namen zu einem Zeitpunkt einzuprägen, als man gerade die alten flüssig aussprechen konnte. Die PlanerInnen aus dem „VEB Bau- und Montagekombinat Kohle und Energie“ waren plötzlich MitarbeiterInnen der „IPRO-Architekten- und Ingenieurgesellschaft mbH“. Deren Umstrukturierung war allerdings schon vorher zu erkennen: Großvolumige Westautos vor der Tür und ein neues Rechtsanwaltsbüro verrieten die Helferleins – die nagelneuen Fahnen mit dem IPRO-Signet, die vor dem Gebäude flatterten, erinnerten aber noch an eine geübte Fahnen tradition. Und es ist ja auch kein Zufall, dass die Geschäftsführer der neuen GmbHs oft dieselben sind, die schon für die alte Gesellschaft keine Haftung übernommen haben, aber sehr wohl Macht ausüben können.

Wir lernten die mit der alten Macht Verwobenen zu erkennen: Großspuriges Auftreten im Seidenanzug, einleitende Reden von mindestens einer Viertelstunde Dauer, bevor der kompetente Sachbearbeiter etwas sagen darf, leere Versprechungen, aber diese exakt

terminiert – etliche Male mussten wir uns zurückhalten, um nicht herauszuplatzen, und oft war unsere Gesprächsbeteiligung sehr schroff.

Die Konfrontation mit der realen Vergangenheit hat uns schockiert und uns um einige Illusionen ärmer gemacht: Bewohner des Stadtteils erzählten uns viele Geschichten. So von der 5-jährigen Marie, die im Zoo sieht, wie die Affen Bananen zu essen bekommen, um die sie unter Tränen, aber vergeblich bittet, weil es für die Bevölkerung keine gibt (kein Wunder, dass die Mutter noch heute jeden Tag eine Banane isst). Und was die Kinder vorzeigen konnten, wie z.B. die Pioniereisenbahn im Großen Park, gebaut und betrieben von den jungen Pionieren, wird umbenannt in Parkeisenbahn und marktwirtschaftlich betrieben. Marias Mutter erzählt, wie stolz Marie war, als sie zum ersten Mal das rote Tuch der Pioniere umgebunden bekam.

Viele Situationen in der Begegnung von Osis und Wessis haben verletzt – die Osis mehr als uns. Oft erfahren wir nur zufällig davon. Wir erzählten einmal im Büro dass wir im Buri-Buri-Restaurant essen waren und dass das Essen „ganz gut“ geschmeckt habe. Eine Kollegin schluckt und verrät am nächsten Tag, dass sie dort zu ihrem 10. Hochzeitstag essen war, nach vielen Wochen Vorreservierung und mit Kosten von einem halben Monatsgehalt.

Geschäftspartner rufen wütend an, wir haben eine Rechnung korrigiert, die in einigen Positionen falsch, bzw. weit überhöht war. Für West-Architekten eine alltägliche Arbeit, die von Firmen nicht krumm genommen wird, wenn die Korrektur für berechtigt gehalten wird. In der ehemaligen DDR war das völlig unüblich und führt nun zu heftigen Reaktionen, als würden wir die gesamte Arbeit disqualifizieren. Wir werden vorsichtiger, verabreden uns lieber zur gemeinsamen Rechnungsdurchsicht.

Andre Situationen waren eher komisch: Den Baubeginn für einen Spielplatz haben wir für Montag, den 7. Oktober vereinbart. Eine Mitarbeiterin fragte verwundert, wieso Baubeginn an einem Feiertag sei? Wie sind verduzt – unter Lachen erfahren wir, dass dies der Geburtstag der DDR ist, der stets arbeitsfrei war und groß gefeiert wurde – damals, vor der Wende.

Wie spürten auch immer wieder die Wut von Freunden und Kollegen, wenn uns Sachen gelingen, für die sie sich jahrelang vergeblich eingesetzt haben. „Natürlich wieder die Hamburger“, die Gelder bereitstellen, Hürden überwinden, Wege ebnen können. Viele vor Ort gewinnen den Eindruck, dass auf uns gehört wird und dass ihre Initiative nichts genützt hat.

Wir müssen uns auseinandersetzen mit den Wessis, die ihr Spiel auf dem Rücken der Bevölkerung treiben – in vielfältigen Formen. Monatelang erweckt ein Stuttgarter Investor Hoffnungen: Er hat ein „Werbegeschenk“ versprochen. Er will den Dachstuhl eines Hauses in der Böhmisches Straße sanieren, der so morsch ist, dass die Bewohner um ihre Wohnungen fürchten. Er erhofft sich dadurch Signalwirkung und eine leichtere Realisierung seiner weitergehenden Investitionswünsche. Eine Bewohnerin, die Angst um ihre Bleibe hat, verfiel diesen Hoffnungen gegenüber der misstrauischen Bürgerinitiative und setzt ihre Hoffnungen auf dieses „Werbegeschenk“ – kein andere hilft, auch die Stadt nicht. Nach den ersten Kostenschätzungen, den Zusagen, wird es plötzlich schwieriger, Termine und Kontakt zu dem Investor zu bekommen und Monate später erfährt die Bewohnerin, dass der Investor Abstand von dem „Werbegeschenk“ genommen hat.

Der große Vertrauensvorschuß, der dem Westen entgegengebracht wurde, schmilzt dahin – wir sind oft froh darüber, auch wenn wir darunter manchmal leiden müssen. Unsere Geschäftspartner verhandeln sehr hart, es gibt nur eine sehr schmale Vertrauensbasis und wenig Handlungsspielräume. Unser erster in Dresden ausgehandelter Architektenvertrag ist weit schlechter, als diejenigen, die wir in Hamburg abschließen. Umbauschlag über 20%? - Kommt überhaupt nicht in Frage, der Auftraggeber hat schließlich seine Rechtsabteilung gefragt, und diese hat ihren Konsultationsanwalt aus dem Westen gefragt, und der hat auf 20 % entschieden – ohne die Aufgabe zu kennen oder den Zustand des Hauses gesehen zu haben.

Wir lernten Berater im Hintergrund zu fürchten, die oft ohne öffentliche Korrektur sehr spezielle Auffassungen vertreten. Da es auch Reisende sind wie wir, können wir sie kaum treffen, um direkt mit ihnen zu sprechen.

Welche Aufgaben Architekten im Westen haben, erläutern wir immer wieder – auch, welche Verantwortung sie im Baugeschehen tragen. Dresdner Kollegen erzählen uns, wie sie jahrelang auf dem Bauhof von VEBs standen und um Leistungen gebettelt haben – kein Betrieb ließ sich in eine Terminpflicht nehmen und Kosten spielten sowieso keine Rolle. Und nun soll plötzlich alles anders sein? Der Architekt beschreibt die Ausführungsleistung? Vielleicht in Hamburg, aber auch ich in Sachsen? Wir haben harte Konflikte mit Ingenieurkollegen, die fürchteten, sich bei den ausführenden Firmen nicht nur unbeliebt, sondern völlig unglaublich zu machen. Wir haben die Reparatur von alten Türen mit schönen Gefachen ausgeschrieben. Manche Türen sitzen 1 – 2 cm schief, sind aber funktionsfähig zu machen. Der Ex-VEB als ausführender Betrieb hat noch DDR produzierte Türen und will sie einbauen. Der Bauleiter kann sich nur mit unserer Autorität durchsetzen, zumal auch die Wohnungsverwaltung Ärger mit den späteren Mietern fürchtet. Behutsame Stadterneuerung im Detail ist harte Arbeit – aber das kennen wir ja auch aus Hamburg.

Immer wieder spüren wir den Widerstand gegen Veränderung. Wir stehen in dem Dilemma, dass wir das inzwischen einerseits verstehen können – wer hält schon so viel Veränderung in so kurzer Zeit aus? – aber andererseits sind wir ja dazu da, um Veränderungen zu bewirken und nicht, um Papier oder „Projektierungen“ zu produzieren. Unser Ziel sind fertiggestellte Gebäude oder Spielplätze oder Anderes zum Anfassen – aber um jeden Preis? Was ist mit den Planungsprozessen, wie wird Veränderung von den Menschen getragen und verkraftet? Sind wir Stellvertreter, die Verantwortung auf sich ziehen, Passivität bei Anderen unterstützen oder gar erzeugen? Wir hatten unsere Aufgabe als Hilfe zur Selbsthilfe definiert und sind davon oft ganz weit weg. Uns reizt die Veränderung, die Rolle des Kompetenten.

Aber wir scheitern schon an der Aufgabe, dass der Müll aus dem Büro geräumt wird. Unser kleines Büro, voll mit recht engen Arbeitsplätzen, quillt von Verpackungsmüll über, den wir zusammen mit dem Inhalt mitgebracht haben. Aber das alte Müll-Wiederverwertungssystem Sero ist zusammengebrochen, wir werden weder Kartons, noch Flaschen wieder los. Und einfach wegschmeißen widerspricht sowohl der eingeübten DDR-Praxis, als auch unserem ökologischen Verständnis. Der Dresdner Kollege weigert sich, den Müll runterzutragen, wir einigen uns schließlich darauf, ihn erst mal vor die Tür zu stellen.

Wir diskutieren im Büro über unsere Zusammenarbeit und welche Impulse der Westen geben kann.

Die hohen Erwartungen an den Westen sind der Ernüchterung gewichen. Das Bild ist sehr widersprüchlich: Es hat sich viel zu wenig geändert, aber die Veränderungen gingen viel zu schnell. Es wird noch nicht genug gebaut, viele Häuser vergammeln weiterhin. Grundstücksprobleme sind oft unlösbar, die Bewohnerbeteiligung läuft nicht und reibt sich auf mit den Restriktionen der Stadtverwaltung – aber es fehlt die Zeit für Diskussionen der Erneuerungskonzepte und Pläne. Die Äußere Neustadt ist voll mit Autos, aber Bäume im Straßenraum vorzusehen, ist noch zuviel der denkbaren Veränderung. Vieles soll wieder so sein oder so bleiben wie früher.

Damals wurden Pläne geschmiedet, was alles zusammen gemacht werden könnte, wenn es erlaubt gewesen wäre. Heute ist die sachliche Debatte völlig überlagert von persönlichen Verletzlichkeiten, viele fühlen sich gleich zutiefst angegriffen. Dem Rathaus wird eine Eltern-Mentalität bescheinigt: Die MitarbeiterInnen engagieren sich für den Stadtteil wie für ihre eigenen Kinder – aber sind tief enttäuscht, wenn Widerspruch kommt anstatt Dankbarkeit.

Wir können die Widersprüche nicht auflösen. Wir entschuldigen uns für unser Besser-Wessi-Auftreten und für die Verletzungen, die wir anderen zufügen. Wir wünschen uns vor allem Aufmerksamkeit, Zeit, Geduld – mit sich selbst und auch mit uns.

Verglichen mit den Problemen anderer Länder in der Welt, war auch die DDR ein hochentwickeltes Land. Manchmal wünschen wir uns, in der Ex-DDR würde nicht Deutsch geredet – die Erwartungen wären dann lange nicht so hoch und es gäbe etwas mehr Gelassenheit.

Nach zwei Jahren Aufbauarbeit arbeiten wir Wessis wieder mehr in Hamburg, das Dresdner Büro läuft jetzt schon ziemlich selbstständig: Die KollegInnen sind aufmüpfig, aber auch wütend, lustig und widersprüchlich – kurz: ein lebendiges Büro.